

# Einst und jetzt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **44 (1969)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-103867>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Einst und jetzt

Der Schweizerische Verband für Wohnungswesen feiert im Juni 1969 sein fünfzigjähriges Bestehen. Jubiläen im öffentlichen und im privaten Leben sind Meilensteine, die uns dazu veranlassen, der Rückschau zu pflegen. Allerdings kann ich nicht mit einem Rückblick über die fünfzig Jahre aufwarten von wegen Nicht-Vorhanden-Seins, aber ein stattliches Stück vermag ich schon zu überblicken. Der genossenschaftliche Wohnbau verdankt sein Entstehen initiativen, uneigennütigen Männern, denen daran gelegen war, mit irdischen Gütern bescheiden ausgestatteten Familien ein gesundes, preiswertes und sicheres Heim zu verschaffen. Die Anfänge genossenschaftlichen Bauens liegen sicher weiter als fünfzig Jahre zurück; denn die Gründung eines schweizerischen Verbandes setzte die Existenz einer beachtlichen Anzahl von Genossenschaften voraus. Dass jegliches genossenschaftliche Wirken auf dem Gedanken der Selbsthilfe und der Mitbestimmung der Mitglieder, also einer demokratischen Gesinnung, beruht, brauche ich ja wohl kaum zu erwähnen.

Die Baugenossenschaften, die ich kenne und die schon ein gewisses Alter haben, sind nicht ausschliesslich, aber doch vor allem Siedlungen von Einfamilienhäusern. Sie wurden am Stadtrand errichtet, wo der Boden billig und Platz vorhanden war. Man ging von der Auffassung aus, das Einfamilienhaus sei die ideale Lösung für die Familie, eine Auffassung, die für viele heute noch die ideale Lösung bedeuten würde, deren Realisierung indessen ins Reich der Träume entrückt ist. Der damit verbundene Garten sollte zum erweiterten Wohnraum werden und Eltern und Kindern den Kontakt mit der Natur, mit Pflanzen, Büschen und Bäumen vermitteln. Grosso modo hat man dieses Ziel erreicht. Es ist entzückend, im Frühling und auch später durch die Siedlung zu spazieren. Überall ist man in der Freizeit emsig damit beschäftigt, im Garten herumzukrättern, wobei es mir auffällt, dass die junge Generation nur selten mithilft. Ich glaube, dass die Liebe zum Garten und zur Gartenarbeit vor allem späteren Jahren vorbehalten ist. Als jung war ich auch nicht speziell erpicht aufs Jäten und Krättern. Kinder haben Spass daran, ein eigenes Beet zu haben, in das sie Blumen säen. Solange dies einen spielerischen Einschlag hat, haben sie Vergnügen daran. Später, wenn man sie dabei als einer Pflicht behaftet, glänzen sie durch Abwesenheit. Damit muss man sich abfinden und sehen, wie man selber zu Gange kommt. Jeder Genossenschaftler nimmt es bei uns aufs «Puntenöri», seinen Garten möglichst hübsch zu gestalten. Kein Garten ist zudem gleich wie der andere. Unsere Siedlung ist ein Schmuckstück unserer Stadt, und wir alle, die wir in ihr wohnen, sind stolz auf sie. Wer besinnlicher Art ist und die Zeitläufte aufmerksam verfolgt, weiss, dass keine städtische Baugenossenschaft es sich jetzt noch erlauben könnte, so grosszügig zu disponieren, und dass ihm das Glück gelächelt hat.

Als wir seinerzeit als junges Paar in ein Siedlungshüseli einzogen, weideten hintendran Kühe. Die Glocken, die sie um den Hals trugen, läuteten dabei, und im Sommer wogten die Ähren sachte auf den Feldern. Das Gewoge und das Geläute hat längst aufgehört. Grosse Wohnblöcke erheben sich dort. Die Stadt frisst die landwirtschaftlichen Betriebe auf, da Wohnraum für die zunehmende Bevölkerung geschaffen werden muss. Der Prozess ging vorerst langsam und unauffällig vor sich. Ein Wohnblock wurde gebaut, nachher ein zweiter, leider nicht mehr von der Genossen-

schaft, in dem die Mieter zufrieden waren mit dem, was sie hatten, und kein Risiko mehr übernehmen wollten.

Dann aufs Mal setzte eine rasante Entwicklung ein, die uns die sattsam bekannte Bodenknappheit und die dazugehörige Bodenspekulation mit allen unerfreulichen Nebenerscheinungen brachte. Mit dem Boden wurde schon früher immer im Zusammenhang mit einem Wirtschaftsboom spekuliert, aber nicht in dem heutigen Ausmass, da es noch niemals einen derartigen Wirtschaftsaufschwung, wie wir ihn in den letzten fünfzehn Jahren erlebt haben, gegeben hat. Es ist dies ein Novum, das uns privat und die Baugenossenschaften wie auch den übrigen Wohnbau vor vielfältige Probleme stellte. Mit Ausnahme ländlicher Gebiete, wo noch genügend Raum und der Bodenpreis einigermaßen tragbar ist, dürfte der Traum vom Einfamilienhaus für unbemittelte Leute ausgeträumt sein. Nun, man kann auch in einem Mehrfamilienhaus glücklich sein unter der Voraussetzung, dass man angenehme Mitbewohner hat, die sich an die Hausordnung halten. Es gibt sogar Menschen, die in einem Mehrfamilienhaus glücklicher sind als in einem Einfamilienhaus. Sie benötigen den leisen Wohnlärm von neben-, unten- und obendran, um sich nicht einsam zu fühlen. Die Stille, die im Einfamilienhaus während der Abwesenheit von Mann und Kindern herrscht, bedrückt sie. In ein paar wenigen Fällen zogen Genossenschaftler aus dem Einfamilienhaus in eine Wohnung im Mehrfamilienhaus um, weil die Hausfrau die Stille nicht ertrug. Was für mich ein Segen ist — ich bin gerne stundenweise allein — war für sie eine Belastung.

Der typische Einfamilienhändler, der sälig ist, für sich horsten zu können, verlässt es erst, wenn er dies aus zwingenden Gründen tun muss. Erfolgt der Auszug aus der Einsicht, dass man mit der Bewirtschaftung des Hauses und des Gartens nicht mehr zurechtkommt, ist das eine wehmütige Sache, aber es ist nicht so traurig, wie wenn man das Haus oder je nachdem auch die Wohnung wegen der geltenden Bestimmungen bezüglich Einkommenshöhe oder wegen «Zweckentfremdung», weil die Familie auf das Ehepaar zusammengeschrumpft ist, räumen muss. Gemütvolle Menschen gehen eine enge Bindung an ihre Behausung und an ihren Garten ein, und es ist grausam, sie zu spädieren, solange sie noch in der Lage sind, ihrem eigenen «Laden zu luegen», um es etwas burschikos auszudrücken. Die Grausamkeit hat sich aus der Wohnungsnot ergeben. Wir haben auch Witwen, Witwer und geschiedene Männer in Zweizimmerwohnungen umgesiedelt, um das Einfamilienhaus für eine Familie freizubekommen, was an und für sich vernünftig war, obschon es im Einzelfall hart gewesen sein mag. Ehepaare belissen wir dort, wo sie waren.

Aktueller als die Erstellung von Einfamilienhäusern ist auch für das genossenschaftliche Bauen die Errichtung von Hoch- und Scheibenhäusern, um den Boden besser zu nutzen. Das ist mit ein Preis, den wir für die Hochkonjunktur und den Wohlstand bezahlen müssen. Wer hätte vor zwanzig Jahren daran gedacht? Niemand. Uns hat man seinerzeit beim Bezug der neuen Siedlung prophezeit, es werde ein furchtbarer Reinfall werden. Wir liessen uns in unserem Vorhaben nicht beirren. Man prophezeite uns, die Baukosten würden sinken, wovon wir fest überzeugt waren. Und die Siedlung sei zu weit weg vom Stadtzentrum. Das bekümmerte mich weniger; fünfundzwanzig Minuten zu Fuss vom Bahnhof sind keine Distanz. Aber der Vorstand hatte grosse Mühe, die letzten Einfamilienhäuser zu vermieten.

Die Baukosten stiegen, statt zu sinken, und heute sagt kein Mensch mehr, wir wohnt zu weit weg. Der Sinn für die Dimensionen hat sich gewandelt. Andere Leute müssen froh sein, noch viel weiter weg eine Wohnung zu finden. Das Wagnis, das wir auf uns nahmen, hat sich gelohnt. Ob es sich lohnen würde, konnte man nicht wissen. Niemand konnte vor zwanzig Jahren den Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung voraussehen. Wir standen alle noch unter dem Eindruck der Wirtschaftskrise und waren etwas

pessimistisch. Jetzt ist der Neid gross. Anfänglich wurden wir mit Hohn und Spott überschüttet. He ja, so geht das halt. Stark geändert haben sich die Auffassungen über den Komfort, mit dem eine Wohnung zu versehen ist. Die Ansprüche sind diesbezüglich sehr gewachsen. Die moderne Technik hat Lösungen ausgearbeitet, die das Bedürfnis weckten, sich ihrer zu bedienen, um von schwerer und schmutziger Arbeit entlastet zu werden. Wer möchte nicht von ihr befreit werden? Mehr als zwanzig Jahre habe ich im Winter Kohlen geschaufelt, um unsere Zentralheizung zu füttern. Dabei war schon das eine grosse Erleichterung im Vergleich mit den Öfen, die meine Eltern versorgten. Jetzt stelle ich am Morgen den Thermostat auf zwanzig Grad ein, und prompt brummt im Keller der Motor. Ich finde es herrlich. Statt ein Feuer im Waschherd anzufachen und die Wäsche von Hand zu waschen und anschliessend im Herd zu kochen, fülle ich sie in die vollautomatische Waschmaschine ein. Für mich ist das eine Wohltat. Unsere älteren Genossenschafter, die in den Genuss einer Ölheizung und einer vollautomatischen Waschmaschine gelangt sind, spüren sich nicht vor Freude. Nur der, der jahrzehntelang Kohlen geschaufelt und die Wäsche von Hand gewaschen hat, geniesst diese Errungenschaften von ganzem Herzen.

Zwei weitere Fragen, die sich aus der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung ergeben haben, sind die Unterbringung der Autos und die Beseitigung der «Christbäume» auf den Dächern in Form einer Sammelantenne für das Fernsehen. Unsere Genossenschaft musste sich dazu aufraffen, den Bau von Einzelgaragen zu bewilligen und eine unterirdische Einstellhalle zu bauen. Es musste etwas unternommen werden, um die vielen Autos nächtlicherweise von den Strassen wegzubringen. Wer erinnert sich noch an die Diskussionen pro und kontra Fernsehen? Sie haben nicht viel genützt. Auf der miesesten Hütte in Italien und auf den Höhlenwohnungen Spaniens prangen die Fernsehantennen. Bei uns sind die «Christbäume» verschwunden. Ein junger Fernsehtechniker, der Sohn eines Genossenschafters, hat eine Sammelantenne konstruiert, die uns den Empfang von vier Programmen gewährleistet, und auch Barbara und ihr Mann, die lange gegen das Fernsehen waren, haben einen Apparat gekauft und möchten ihn nicht mehr missen. Zum Schluss noch eine wichtige Frage: Sind wir uns bewusst, wie abhängig wir durch die technische Entwicklung von der Strom- und Ölversorgung, von den Dienstleistungen sachkundiger Handwerker und Techniker, der internationalen wirtschaftlichen und politischen Lage geworden sind?

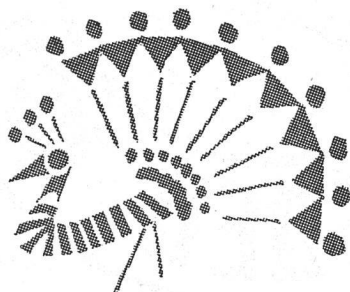
**Malergenossenschaft Basel**

**Neubauten  
Renovationen**

**Tel. 23 82 52**

Reelle Bedienung mit  
zuverlässigem Personal

Austrasse 60  
Geschäftsführer: F. Hägeli



**Besuchen Sie  
Basels modernstes Modehaus**



**modehaus pfauen basel**

**freie strasse 75 basel 23 98 70**

**Geldwechsel  
Reisechecks  
Benzingutscheine**

bei der Kantonalbank.  
Zudem erhalten Sie  
alle wünschbaren  
Informationen über  
die Ein- und Ausfuhr  
von fremden  
Noten.

**Kantonalbank**